Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von Heinrich Lee.

(2. Fortsetzung.)

Hollfeld hatte den Herren wieder das Geleit gegeben. Vor dem Thor blieb er stehen und sah dem davonrollenden Wagen nach. Aus derselben Richtung, in der dieser Wagen davonrollte, mußte bald ein anderer herankommen. Denn Hollfeld wußte jetzt, wo die Damen hingefahren waren. Es fand heute in der Stadt ein großes Kirchenkonzert statt, das sie — Schmiedecke hatte es ihm gesagt — hatten besuchen wollen.

„Soll ich nicht hin und sie holen?" hatte Schmiedecke gefragt.

„Nein!" hatte er ihm erwidert.

Er war jetzt allein. Niemand beobachtete ihn. Ein dämonisches Lächeln trat auf sein Gesicht. Aus seinen kalten stählernen Augen flackerte hervorbrechend eine leidenschaftliche Gluth, und noch immer sah er dabei in die Richtung nach der Stadt, als gälte diese Veränderung in seinem Gesicht den Menschen, die er von dort erwartete.

Endlich stieg in der Ferne, nachdem die Droschke mit den Beamten dem Blick längst entschwunden war, eine Staubwolke auf.

Es war der Wagen, auf den Hollfeld gewartet hatte — ein leichtes Gefährt, mit zwei Schimmeln bespannt, das von einem Kutscher in einfacher Livree gelenkt wurde. Die beiden im Fond sitzenden Damen hatten ihre Sonnenschirme aufgespannt, ohne daß aber ihre Gestalten ganz dadurch verdeckt wurden. Wenn es von Renaten hieß, sie sei das schönste Mädchen „der Stadt", so war das sichtlich keine Uebertreibung. Der Hitze wegen hatte sie jetzt den Schleier vom Gesicht gestreift, einem feien Oval mit dunklen Augen und dunklem vollem Haar, das in dem Luftzuge über ihre weiße Stirn spielte. Schweigend lehnte sie in die Kissen zurück und starrte, wie in einem geheimen Gedanken versunken, vor sich hin in die Landschaft.

Was Tante Pinchen betraf, so sah man ihr die Verwandtschaft mit Renaten kaum an. Tante Pinchen war klein, mager, von nicht ganz normalem Rückgrat, und die Jahre hatten sie natürlich nicht verführerischer gemacht. Aus ihren lebhaft funkelnden, hell in die Welt blickenden Vogelaugen sprach aber die Gewißheit, daß sie sich über diese Vernachlässigung der Natur schon längst getröstet hatte.

„Wenn ich bloß wüßte," nahm Tante Pinchen das Wort, „was heute mit Dir ist. Du sprichst kein Wort, Du siehst blaß aus und für das Concert hast Du nicht die geringste Aufmerksamkeit gehabt. Wirst Du mir nun endlich sagen, was Du hast? Es geht Dir etwas im Kopfe herum, es ist Dir etwas zugestoßen, was ich nicht weiß und das lasse ich mir nicht ausreden."

Renate war bei dieser Frage ihrer Tante, die mitten in ihre stummen Gedanken hineinfiel, zusammengezuckt. Ihre Zärtlichkeit für die Tante war nicht eben sehr groß, was sich bereits von ihrer Kindheit herschrieb, wo sie gegen die Tante schon wegen ihrer beständigen Stellungnahme gegen Rudolf einen kindlichen Haß gefaßt hatte. In den späteren Jahren kam der Gegensatz der beiden Charaktere hinzu und wohl auch ein gewisser Hochmuth Renatens — nur ihr Vater hatte ihr Vorschriften zu machen, nicht aber ein Wesen, das doch schließlich in seinem Hause nur das Gnadenbrod bekam. Am wenigsten jedoch fühlte Renate das Bedürfniß, die Tante zu ihrer Vertrauten zu machen.

„Es ist nichts," sagte sie, „und wäre es auch etwas, so bitte ich Dich, mich nicht zu fragen."

„Dann zwingst Du mich," entgegnete die Tante hartnäckig, „mit Deinem Vater darüber zu sprechen."

Renate wünschte das Gespräch abzubrechen.

„Thu', was Dir gut dünkt," sagte sie, und von Neuem versank sie in ihr Schweigen. Tante Pinchen mußte ihre innerliche Entrüstung bezähmen. Aber sie wollte sofort mit ihrem Bruder über den Ton, den sich dieses Kind gegen sie herausnahm, ein ernstes Wort reden.

Der Wagen hatte sich dem Thor genähert, und man erkannte jetzt die Gestalt Hollfeld's. Er sah ihnen schon entgegen. Was machte er hier vor dem Thor?

Tante Pinchen hatte für Herrn Hollfeld eine entschiedene Vorliebe. Herr Hollfeld war artig und höflich gegen sie, und wenn er, was zuweilen an einem Sonntag oder Feiertag geschah, zum Mittagessen eingeladen wurde, so küßte er ihr nach Tische beim Mahlzeitsagen sogar die Hand. Namentlich dieser Handkuß hatte ihm das Herz der würdigen Dame gewonnen, denn die Hand hatte Tante Pinchen sonst noch kein Mann geküßt.

Aus demselben Grunde vielleicht, weshalb die Tante an Hollfeld so viel Wohlgefallen fand, konnte sich Renate einer gewissen Abneigung gegen ihn nicht erwehren. Unbemerkt war sie einmal Zeuge gewesen, mit welcher Härte, um nicht zu sagen Brutalität, er einmal eine arme Frau, deren Mann, ein Arbeiter aus der Fabrik, im Krankenhause lag, behandelt hatte, und seitdem sagte ihr seine glatte Höflichkeit gegen Andere, Höhergestellte, noch weniger zu, als das schon der Fall war. Außerdem flößte er ihr ein unbestimmtes Grauen ein, über das sie sich keine Rechenschaft geben konnte. Immer mußte sie sich an einen Augenblick im Kontor erinnern. Sie holte eines Tages, wie immer am Monatsersten, dort das Wirthschaftsgeld, Vegesack zählte es vor sie hin, als sie, wie von einer magnetischen Kraft beeinflußt, den Kopf wenden mußte. Dabei fiel ihr Blick in das Hinterzimmer und dort stand Hollfeld, verdeckt hinter einem Regal, und blickte sie an. Er that sofort, als wollte er sie nur begrüßen, aber sie ließ sich nicht täuschen. In seinem Blick hatte noch etwas Anderes, etwas Basiliskenhaftes gelegen, das ihr galt. Seitdem war er ihr nahezu unheimlich geworden.

„Es sieht ja aus, als ob Herr Hollfeld uns etwas zu sagen hätte," meinte Tante Pinchen.

Der Wagen hielt, und Hollfeld trat an den Schlag. Das war von ihm etwas so Ungewöhnliches — zudem der Ernst, die Düsterkeit in seiner Miene. Auch Renate vergaß jetzt bei seinem Anblick ihre gewohnte Antipathie gegen ihn.

„Herr Hollfeld, es ist etwas geschehen, ein Unglück!" rief Tante Pinchen mit einem Schreckensrufe aus.

Auch Renate erbebte.

Dann erzählte er, Herr Rosenau sei plötzlich schwer erkrankt — sehr schwer erkrankt.

„Mein Bruder ist todt!" schrie Tante Pinchen. Hollfeld's Schweigen sagte das Weitere. Auch Renatens Lippen entrang sich jetzt ein Schrei.

„Mein Vater! Wo ist er?" stieß sie hervor und sie stürzte an Hollfeld vorbei.

Er trat ihr in den Weg, während Pinchen schon an der Hausthüre war.

„Sie dürfen, Sie können ihn jetzt nicht sehen!" Er mußte ihr begreiflich machen, daß die Leiche eingeschlossen war.

Sie sah ihn an — mit einem entsetzten, ahnungsvollen Blick.

„Er ist todt. Aber das ist noch nicht Alles?"

Sie befanden sich jetzt Alle im Hausflur. Kreischend kam ihnen Anna entgegengestürzt.

„Der Herr ist ermordet!"

„Ermordet?!"

Tante Pinchen sank auf die Treppenstufen. Renate stützte sich todtenblaß auf das Geländer. Sie verlangte Alles zu hören. Hollfeld erzählte, wie man die Leiche gefunden hatte, auch von dem Schuß erzählte er und ebenso von den Ergebnissen der vorläufigen Untersuchung.

Renate hatte ihren Vater aufrichtig geliebt. Aber der Drang, das Entsetzliche erst in seinem ganzen Umfange zu wissen, gab ihr die Kraft, noch weiter zu fragen. „Und der Mörder? Der Mörder?"

„Man hat vorläufig nicht die geringste Spur von ihm."

Sie starrte ihn an.

Plötzlich ertönte aus ihrem Munde ein durchdringender Schrei, sie taumelte — er fing sie in seinen Armen auf.

Er hielt sie umklammelt, an sich gepreßt — die von ihm mit unsinniger Leidenschaft begehte Gestalt, ihr Gesicht dem seinen ganz nahe — und dennoch durfte er in der Gegenwart der Anderen nicht seine Lippen daraufpressen.

Gleichzeitig aber dachte er an ihren Schrei. Was hatte dieser Schrei von ihr zu bedeuten gehabt? Welches Geheimniß barg er? Was wußte sie?

III.

Am nächsten Tage beschäftigte der sensationelle Kriminalfall, nachdem sich die Zeitungen seiner bemächtigt hatten, alle Gemüther in der Stadt und weit darüber hinaus. Jetzt erst zeigte sich das Ansehen und die Beliebtheit, die der alte Herr genossen hatte. Gleichzeitig tauchte auch die Frage auf, was nun das Schicksal der blühenden Fabrik sein würde. Aber die Maßnahmen, die, wie man hörte, Hollfeld im Auftrage der Erbin schon ergriffen hatte, gaben darüber bereits eine umfassende Antwort. Noch am Abend des Mordtages, in später Stunde, war die Leiche auf Requisition der Staatsanwaltschaft zur Obduktion abgeholt worden, und Renate hatte knieend von ihrem Vater Abschied genommen. Eine merkwürdige Fassung war über sie gekommen. Als sie mit jenem räthselhaften Schrei ohnmächtig zusammenbrach, ließ sie Tante Pinchen, obwohl sie schon mit sich selbst genug zu thun hatte, unter dem Beistande Hollfeld's und Anna's auf ein Sopha schaffen, und dort gelang es, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Die Thränen der Tante sagten ihr von Neuem, was geschehen war. Wieder sah Hollfeld, wie sie zusammenschauerte, und wieder schien es der so schreckliche Tod des Vaters nicht allein zu sein, an den sie dabei dachte. Ein Räthsel mischte sich hinein. Dann sprach sie, als hätte sie etwas mit sich allein abzumachen, zur Tante mit matter Stimme: „Ich bitte Dich, sorge dafür, daß ich einige Minuten allein bleibe!" Sie gingen Alle hinaus. Eben schlug es Feierabend, und wie sonst, als wäre nichts geschehen, sah man die Leute die Fabrik verlassen, nur daß sie heute zu erregten Gruppen sich zusammenfanden. Auch Hollfeld verließ sonst um diese Stunde die Fabrik — heute aber ließ er durch Schmiedecke dem „jungen Fräulein", wie Renate in der Fabrik zum Unterschiede von ihrer Tante genannt wurde, sagen, er befände sich noch im Kontor — für den Fall, daß er das Fräulein, da es sich um die nächsten zu ergreifenden geschäftlichen Maßregeln handle, noch heute Abend sprechen könnte.

Renate wandte sich an ihre Tante.

„Hollfeld schickt her," sagte sie in ihrer ruhigen äußeren Fassung, „er hat über Geschäftliches mit mir zu sprechen. Ich möchte nicht allein mit ihm sein. Ich bitte Dich also, so lange hier zu bleiben."

Tante Pinchen nahm sich eben ein frisches Taschentuch aus dem Wäschespind.

„So ein Ende! So ein Ende!" jammerte sie, „und nicht einmal wissen, wer der Mörder ist!"

Renate's Gesicht nahm einen gewaltsam steinernen Ausdruck an.

„Es wird nicht verborgen bleiben," sprach sie, „dafür wird Gott sorgen."

Dann gab sie Schmiedecke den Auftrag, Herrn Hollfeld zu sagen, daß sie ihn erwarte.

„Wie Du jetzt blos an so 'was denken kannst," warf die Tante ein, „an's Geschäft!"

„Ich denke an die vielen armen Leute, um deren Zukunft es sich dabei handelt, an ihre Frauen und Kinder," erwiderte Renate, „und ich bin Hollfeld dankbar, daß er mich das nicht hat vergessen lassen."

Hollfeld trat ein.

Wohl erinnerte sie sein Anblick mitten in ihrem Schmerz, in den geheimen sie folternden Gedanken wieder an die Abneigung, die er ihr sonst erweckte, aber die neue Aufgabe, die ihr in seiner Person entgegentrat, ließ sie dieses Gefühl jetzt überwinden.

„Es ist sehr gut von Ihnen," begann sie, indem sie ihn zum Sitzen einlud, „daß Sie mich an die Pflicht mahnen, die ich als Erbin meines Vaters nun habe. Sie haben an meinem Vater gewiß nicht viel weniger verloren als ich selbst, und deshalb werden wir uns verstehen."

Er verneigte sich stumm.

Sie sah dabei in sein Gesicht, in dem nichts als eine respektvolle Ergebenheit und Trauer zu lesen war.

Was er ihr zu sagen, was er ihr vorzuschlagen hatte, war, daß die Firma in unveränderter Weise weitergeführt werden sollte. Gern würde er, wenn ihm das gnädige Fräulein dasselbe Vertrauen schenken wollte wie ihr Herr Vater, auch fernerhin seine ganze Kraft dafür einsetzen. Das fühle er als seine heilige Pflicht — schon im Andenken an den seligen Herrn und die Wohlthaten, die er von ihm empfangen. Das Alles sagte er in seiner schlichten, einfachen Art, ohne irgendwie seine eigenen Verdienste um den Verstorbenen hervorleuchten zu lassen, und Renate, die sich diesem Eindruck nicht entziehen konnte, reichte ihm zum Schlusse der Unterredung unwillkürlich die Hand.

„Ich danke Ihnen," sprach sie.

Auch Tante Pinchen gab ihm die Hand.

„Herr Hollfeld," weinte sie, „Sie haben es immer gut mit meinem armen Bruder gemeint. Sie sind ein guter Mensch."

Jedenfalls, so dachte Renate, nachdem er gegangen war — und sie dachte es zum ersten Mal —, hatte ihr Vater eine tüchtige und treue Stütze an Hollfeld gehabt. Auch ihr wollte er so eine Stütze sein. Vielleicht war sie bisher nicht ganz gerecht gegen ihn gewesen. Und hatte sie ihm nicht dankbar zu sein? Jawohl, wenigstens Gerechtigkeit wollte sie fortan gegen ihn üben. Ein neues Leben lag vor ihr, schwer und einsam — und ein zuverlässiger Beistand war ihr nöthig.

Am nächsten Morgen wurde, wie schon angedeutet, in der Fabrik bekannt, daß der Geschäftsbetrieb ohne Aenderung fortgeführt werden würde, und die „Leute" brauchten sich keine Sorge mehr zu machen, wenn auch Mancher von ihnen sich vielleicht sagen mochte, daß es mit den guten, alten, milden Zeiten, wie man sie unter Herrn Rosenau gehabt, nun vorbei war.

An diesem nächsten Morgen gab der Postbote für die beiden Damen auch zwei längliche, mit dem Gerichtsstempel versehene Briefe ab. Es waren die Vorladungen zu den Zeugenaussagen. Tante Pinchen bekam davon einen Schreck, als ob sie zu ihrer Hinrichtung beordert würde, und nur die Gesellschaft Renatens gab ihr einige Beruhigung.

Amtsrichter Braunfisch empfing die Damen in seinem Amtszimmer. Renate wünschte er zuerst zu vernehmen, so daß Tante Pinchen im Wartezimmer Platz nehmen mußte, wo sie von Neuem eine ungeheure Angst überkam. Der an der Thür stehende Gerichtsdiener stellte für Renate vor den Tisch, an dem der Herr Amtsrichter saß, einen Stuhl hin, und der Herr Amtsrichter begann:

„Ich bedauere sehr, mein Fräulein," sagte er so höflich, wie man das gegen schöne junge Damen ist —, „daß ich Sie in Ihrer Trauer um einige Auskünfte bitten muß, aber auch Ihr Wunsch wird es wohl sein, daß über das Verbrechen Licht gebreitet wird. Wollen Sie mir zunächst erzählen, was Sie von den Vorgängen des gestrigen Tages in Ihrem Hause wissen?"

Eine neue Erregung schien sich ihrer zu bemächtigen, aber das war eben nur ganz natürlich.

Was sie schließlich in diesem Punkte sagen konnte, war so gut wie nichts. Der Vormittag war wie gewöhnlich vergangen. Mittags Punkt Zwölf nahm man das Gabelfrühstück ein, nur etwas schneller als sonst, weil das Concert früh anfing. Um halb Eins stieg man in den Wagen, während sich der Vater hinunter in sein Zimmer zu seinem Mittagsschläfchen begab. Als man dann von dem Concert zurückkam, war das Schreckliche geschehen.

„Als Sie und Ihr Fräulein Tante sich entfernten, wer blieb in dem Hause zurück?"

„Unsere Köchin."

„Sie haben nur diesen einen Dienstboten?"

„Ja."

„Das Mädchen hat kurz nach Ihnen gleichfalls das Haus verlassen?"

„Ja."

„Ist Ihnen bekannt, wo sie hingegangen ist?"

„Ja. Es war Montag. An jedem Montag holte sie aus Buschwitz (Buschwitz war das der Fabrik zunächst gelegene Dorf) frische Butter.)

„Halten Sie es für möglich, daß das Mädchen zu der That in irgend einer Beziehung steht?"

Renate mußte unwillkürlich fast lächeln. Nein, das hielt sie nicht für möglich. Anna diente in der Familie nun das sechzehnte Jahr und war die Treue selbst.

„Hm."

Amtsrichter Braunfisch diktirte dem Schreiber das Protokoll. Dann fuhr er fort:

„Wir haben nun noch mit einer Eventualität zu rechnen, nämlich mit der — ich will Ihnen nicht wehe thun, ich muß Sie aber darüber vernehmen —, daß Ihr Herr Vater Selbstmord verübt hat. Wollen Sie mir nun erzählen — und ich bemerke Ihnen, daß Sie möglicherweise später Ihre Aussagen zu beeidigen haben werden —, ob Ihnen an Ihrem Herrn Vater im Laufe des gestrigen Tages oder auch vorher etwas in dieser Beziehung, zum Beispiel in seinem Benehmen, in seiner Gemüthsverfassung aufgefallen ist. Wollen Sie sich Alles, was Sie an ihm beobachtet haben, auch das Geringste, in's Gedächtniß zurückrufen. Denken Sie ruhig darüber nach. Und nun bitte, nehmen Sie wieder Platz."

Renate war von ihrem Stuhle aufgefahren. Aber seltsam — so schrecklich für sie der Gedanke auch sein mußte, den dieser Mann aussprach, so spiegelte ihr derselbe bei der geheimen Seelenfolter, die sie litt, doch gleichzeitig auch einen gewissen Trost vor. Und schließlich — genügte dieser Mann, indem er eine solche Frage aufwarf, nicht blos seiner amtlichen Pflicht, und zwar noch auf eine ziemlich rücksichtsvolle Weise? Es gab Leute, besonders wenn es keine hübschen jungen Damen waren, gegen die Amtsrichter Braunfisch bei den Vernehmungen mit geringerer Rücksicht verfuhr. Mit größter Kälte, wie ein Arzt mit seinem Sezirmesser, wühlte er das Innerste in ihnen auf, unbekümmert, was sie für Schmerzen dabei leiden mochten. Das gehörte nun einmal zu seinem Beruf. Er bat sie noch einmal, sich wieder zu setzen — sie hatte sich zu beruhigen.

Nicht das Geringste, so gab sie jetzt zur Antwort, war ihr an dem Wesen ihres Vaters aufgefallen. Er war bis zur letzten Stunde, wo sie um ihn geweilt, so gut und freundlich, ja so heiter gewesen wie immer. Beim Abschied hatte er sie auf die Stirn geküßt, hatte er Tante Pinchen die Hand gegeben, wie sonst. Welche Noth, welche Sorge hätte er auch gehabt, um mit einer solchen That sein Andenken zu verdunkeln oder seinem Kinde einen so großen Schmerz anzuthun? Ganz abgesehen davon, daß sich doch nicht einmal etwas Schriftliches von ihm vorgefunden hatte, was doch sonst kein Mensch, wenn er freiwillig aus dem Leben scheidet, vergißt. So überzeugt Amtsrichter Braunfisch schon von vornherein gewesen, daß Selbstmord ausgeschlossen war — überzeugt schon deshalb, weil dieser Fall ihm endlich die langgesuchte glänzende Gelegenheit in die Hand gab, den Vorgesetzten seine Tüchtigkeit zu zeigen, weil sich ein Mörder finden lassen mußte — so hätte er doch keine schlagenderen Gründe dafür in's Feld führen können, als es jetzt in ihrer heiligen Aufgabe, auf dem Andenken des Vaters keinen Flecken zu dulden, Renate that. Allerdings, vor diesen Argumenten mußte auch der letzte Zweifel verstummen.

Amtsrichter Braunfisch fuhr in der Vernehmung fort. Was zunächst die zwölfhundert Mark und ihr Verschwinden betraf, so wußte auch Renate nichts hierüber zu sagen. Ueber Geschäftsangelegenheiten sprach der Vater mit den Damen nicht. Im Uebrigen war der Zusammenhang des verschwundenen Geldes mit der That ja noch durch nichts bewiesen, sondern nur vorläufige Vermuthung. Sodann öffnete der Herr Amtsrichter ein dicht am Tische stehendes Spind und entnahm demselben ein Packet. Es enthielt das Corpus Delicti, die Pistole. In demselben Packet befand sich auch die vom Arzt bei der Section gefundene Kugel. Sie hatte dicht über der Nase die Stirnhöhle durchbohrt und war genau in die Zirbeldrüse gedrungen, so daß der Tod augenblicklich erfolgt war. Im Uebrigen entsprach sie mit ihrem Kaliber — achtzehn Millimeter — genau der beiliegenden Waffe, so daß, wenn dazu überhaupt noch ein Beweis nöthig war, nur mit dieser der Mord ausgeführt sein konnte. Amtsrichter Braunfisch legte die Waffe vor Renate auf den Tisch.

„Kennen Sie dieses Ding?" fragte er.

Ein Schauder erfaßte Renate bei dem Anblick des Mordinstrumentes. Aber nein, sie kannte es nicht.

„So habe ich nur noch eine Frage an Sie zu richten, die letzte," sagte Amtsrichter Braunfisch zum Schluß — „haben Sie auf irgend Jemanden, der die That vollbracht haben könnte, Verdacht?"

Renate erblaßte.

„Nein," sagte sie dann leise.

Dem Amtsrichter war ihre Bewegung nicht entgangen, aber worauf anders hätte er sie in Rechnung bringen sollen, als auf das Entsetzen, das der Thäter ihr erregen mußte, das Grauen vor seiner Person? Die Vernehmung war damit zu Ende, Renate setzte unter das aufgenommene Schriftstück ihren Namen, dann geleitete sie Amtsrichter Braunfisch höflich bis an die Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Denkmal Christian De Wet's am Rhein.

Berichten aus Amsterdam zufolge wird der Burengeneral De Wet binnen Kurzem der Ortschaft Schierstein am Rhein, im Regierungs-Bezirk Wiesbaden, einen Besuch abstatten. Veranlassung zu diesem Besuche giebt ihm der Umstand, daß die burenbegeisterte Bevölkerung des Städtchens ihm ein Denkmal errichtet hat. Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern das erwähnte Denkmal des „Schwarzen Christian" im Bilde vor Augen zu führen.

Des Denkmal's Geschichte.

In einem kleinen Gau des deutschen Reiches hat man für den hervorragenden Streiter des wackeren Burenvolkes im November v. J. eine Ehrung in's Werk gesetzt, die seinen Namen und die Erinnerung an ihn der Nachwelt überliefern soll. In Schierstein, einem kleinen Orte bei Wiesbaden, war an die „Christiane Deutschlands" ein Aufruf ergangen, um für den heldenhaften Kämpfer Christian de Wet eine Ehren- und Sympathiebezeugung aus Deutschlands Gauen anzuregen. In dem Aufruf hieß es damals: Jeder Deutsche, der Christian heißt, wird gebeten, beizutragen. In dem kleinen hessischen Städtchen, wo der Gedanke entstanden ist, zeichneten als erste 18 Christiane mit zusammen 18 Mark. Die vielen Christiane des übrigen Deutschlands haben gezeigt, daß sie ihre Schiersteiner Namensbrüder werth waren: Am 17. Nov. v. J. wurde in dem kleinen Ort das Denkmal Christian de Wets enthüllt. Auf einer Büste erhebt sich die markante Gestalt des Burengenerals Christian de Wet, ihn begrüßt ein Deutscher, am Boden kauert ein mißgestaltetes Ungeheuer, das die Kriegswirren versinnbildlichen soll.

Das Denkmal ist von dem Berliner Professor Pfretzschner ausgeführt worden. Aus allen Theilen Deutschlands, auch aus Italien und Belgien, waren Geldbeträge für dieses Monument eingelaufen. Ein preußischer Hauptmann aus einer Garnison in Ostpreußen begleitete seine Spende mit folgenden Worten: „Ich heiße zwar nicht Christian, möchte aber bei der Ehrung für den Blücher der Buren nicht fehlen. Möchte der tapfere de Wet das erreichen, was jeder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wünscht, ein freies Burenreich auf lange Zeit." Leider ist dieser Wunsch des preußischen Hauptmanns nicht in Erfüllung gegangen.

Christian de Wet war wie tausend andere als gewöhnlicher Soldat zu Beginn der Feindseligkeiten unter die Waffen getreten. Sein Name tauchte in Verbindung mit den Kriegsereignissen erst auf, als er bei Nicholsonseck zum stellvertretenden Commandanten ernannt wurde. Seine Betheiligung am öffentlichen Leben bestand vor dem Kriege darin, daß er 1890—1898 Volksraads-Mitglied des Oranje-Freistaates war. De Wet ist jetzt etwa 51 Jahre alt. Von seinen zehn Kindern, sechs Söhnen und vier Töchtern, sind vier mit in den Krieg gezogen; einer seiner Söhne befand sich als Kriegsgefangener in Greenpoint.

Das eigenthümlichste Dorf der Welt.

Als solches betrachtet zu werden, hat die kleine Ortschaft Carrracroß auf einer Insel der Westküste von Irland allen Anspruch. Von seinen siebzehn Häusern bestehen nämlich sechzehn aus Schiffsrümpfen, die von den Stürmen des Atlantischen Ozeans auf die Küste geworfen und von den Bewohnern nach dem Innern geschleppt wurden. Eines dieser Häuser stammt aus dem Jahre 1749. Das einzige Haus von Carracroß, nicht von einem alten Schiff herrührend, ist das Pfarrhaus; es wurde aus Baumstämmen gezimmert, die der Golfstrom aus Amerika angetrieben hatte. Diese vereinsamte, beständig von heftigen Stürmen gepeitschte Insel bietet noch eine andere Merkwürdigkeit: die Einfriedigungen der Kartoffelfelder bestehen aus kostbarem, von der Strömung ans Land geschwemmtem Mahagoniholz.

Ein Zahnkünstler.

Zu einem Zahntechniker kommt ein Bauer mit der Frage: „Hott'r Zä' zu verkeffen?" — Der Zahnarzt bringt Alles herbei, was er an Zähnen vorräthig hat. Nach längerem Wählen sagt der Bauer: „Der Zaa ka gepass' — packen Se'n mer ei'!" — „Aber, Mann, was wollen Sie denn mit dem Zahn machen?" fragt erstaunt der Zahnkünstler. — „Dann will ich meiner Fra' schenk'. Die hat sich vor e' paar Tagen an' Zaa ausgebisse!" — Als der Zahnarzt lachend sagt: „Ja, aber da muß ich ihn doch einsetzen", antwortet schlau der Bauer: „Dös moch' ich allee'; mer ham Siegellack derhemm!"

Der Priegnitzer Volksbote erzählt aus Lemberg: „Zwischen streikenden Bauarbeitern und der Polizei sowie Militär kam es zu wiederholten Zusammenstößen, wobei von der blanken Wade Gebrauch gemacht wurde." Die Soldaten gingen anscheinend mit aufgekrempelten Hosen.

* * *

In Brooklyn wurde in einem Prozeß ein Hund als Entlastungszeuge gebraucht. Ein glücklicher Zeuge! Er hätte den Advokaten, wenn sie ihn in's Kreuzverhör genommen hätten, die Zähne zeigen können.

* * *

Jedes Kanälchen hat sein Skandälchen.